

Lyrisches Ich? Goethe im Spiegel seiner Gedichte



05.2012 | Klassik Stiftung Weimar, Besucherinformation TEL + 49 (0) 3643 545-400

Gedichte verleiten schneller als etwa dramatische Stücke oder Romane dazu, Rückschlüsse vom literarischen Text auf die Person des Autors selbst zu ziehen. Sie scheinen bisweilen seine Stimmungen und Gefühle authentisch zu vermitteln. Doch muss man sich immer fragen, ob der Dichter tatsächlich von sich selbst spricht – oder ob es sich nicht vielmehr um ein unbestimmbares lyrisches Ich handelt, ob also nicht eher nur der Eindruck eines im Gedicht verarbeiteten Erlebnisses erweckt wird.

Auf dieser Tour werden Gedichte Goethes uns begleiten, die aus verschiedenen Lebensjahrzehnten des Dichters stammen. So lernen wir nicht nur ein wenig Literatur und Literaturgeschichte kennen, sondern erfahren zugleich etwas über Goethe und die Menschen, mit denen er in Weimar zu tun hatte. Immer wieder stoßen wir in den Gedichten auch auf die Hauptfigur seines Romans *Die Leiden des jungen Werthers*; sie beschäftigte Goethe Zeit seines Lebens. Ob Sie sich anregen lassen wollen, (neu) über Goethes Leben nachzudenken oder auch über den davon ganz unabhängigen Kunstcharakter seiner Gedichte – das bleibt letztlich Ihnen überlassen.

Tourdauer

ca. 2,5 h (Besuch der Häuser ist nicht eingerechnet)

Tourlänge

ca. 3,5 km

Tourstationen

- ① Shakespeare-Denkmal (Park an der Ilm)
- ② Schillerbank (Park an der Ilm)
- ③ Römisches Haus (Park an der Ilm)
- ④ Duxbrücke (Park an der Ilm)
- ⑤ Goethes Gartenhaus (Park an der Ilm)
- ⑥ Haus der Frau von Stein (Seifengasse)
- ⑦ Ginkgo-Baum (Puschkinstraße)
- ⑧ Goethe- und Schiller-Denkmal (Theaterplatz)
- ⑨ Deutsches Nationaltheater Weimar
- ⑩ Goethe-Nationalmuseum
- ⑪ Furstengruft (Historischer Friedhof)

Aktuelle Öffnungszeiten, Preise und Führungen unter www.klassik-stiftung.de/service/besucherinformation

① Shakespeare-Denkmal, Park an der Ilm

Hinaus in die Natur!

Besonders bei sonnigem Frühlingswetter ist der Platz vor dem Shakespeare-Denkmal ein wunderbarer Ort, um Goethes *Maifest* zu lesen, spiegelt doch in diesem Gedicht ein lyrisches Ich emphatisch seine Gefühle in die blühende Natur. Durch kurze Verse entsteht ein bewegter Rhythmus, der die Dynamik eines Frühlingstages fast greifbar werden lässt. Die Euphorie des Sprechers gipfelt in den Ausrufen der sechsten Strophe, die den Grund seiner Freude verraten: Er liebt ein Mädchen, das diese Liebe erwidert und ihn als Dichter zu neuen Schöpfungen inspiriert. Das Gedicht ist im Mai 1771 entstanden, als Goethe sich in Sesenheim im Umkreis des Pfarrers Brion und seiner Familie aufhielt und ein intensives Verhältnis zu dessen Tochter Friederike aufbaute. Die Erfahrungen aus jener Zeit schlugen sich in einer Reihe von Gedichten nieder, die heute als Sesenheimer Lieder bekannt sind.

Die Spiegelung des Subjekts in der Natur wurde auch in Goethes Roman *Die Leiden des jungen Werthers* bestimmend, einem Hauptwerk der *Empfindsamkeit* wie des *Sturm und Drang*. Der Roman formuliert keine moralisch-belehrende Absicht mehr und vollzieht so den Schritt hin zu einer als autonom verstandenen Literatur. Der *Sturm und Drang* stilisierte den Dichter als Genie und damit als Individuum, das aus sich selbst heraus schöpft und keine feste Regelpoetik mehr akzeptiert.

Für die Dichter dieser literarischen Epoche war William Shakespeare (1564–1616) eine wichtige Bezugsfigur. Er wurde als Gegenbild zum französischen Klassizismus gefeiert; besonders Goethe betonte dessen vermeintlich naturnahe und lebendige Sprache. Die Skulptur zeigt den englischen Dramatiker zusammen mit Attributen, die auf das Theater verweisen. Sie wurde 1904 im Weimarer Park mit Blick auf das Gartenhaus aufgestellt. Auch wenn die Absicht zu dieser Zeit vielleicht eine andere war, erinnert die Figur heute an die *Sturm und Drang*-Zeit Goethes: Er war mit seinen Dichtungen *Götz von Berlichingen* und *Die Leiden des jungen Werthers* schon berühmt geworden, bevor er 1775 nach Weimar kam.

Unser Weg führt uns weiter am sog. Schlangenstein vorbei zur Schillerbank, von der aus wir auf die Ilm und auf Goethes Gartenhaus blicken können.



Illustration zum Werther, 1778

Maifest

1771

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust,

O Lieb', o Liebe,
So golden schön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn,

Du segnest herrlich
Das frische Feld –
Im Blütendampfe
Die volle Welt!

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge,
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzten gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst.

② Schillerbank, Park an der Ilm

Lebensreise

Energisch und beständig, wie der Lauf eines Flusses, gibt sich das Gedicht *Seefahrt*. Grund dafür ist ein festes Reimschema, das mit dem Inhalt des Textes korrespondiert. Das lyrische Ich, ein reisender Kaufmann, weilt mit beladenem Schiff im Hafen und wird von seinen Freunden ermuntert, zu einer Fahrt an fremde Ufer aufzubrechen. Steht der Beginn der Reise noch unter einem guten Stern, kündigt sich bald ein bedrohlicher Wechsel an. Doch der heraufziehende Sturm kann den Reisenden nicht schrecken, selbstbewusst blickt er seinem Schicksal entgegen.

Nicht nur das klangliche Erscheinungsbild, sondern auch das Verhältnis zur Natur zeigt sich gegenüber dem *Maifest* verändert. Die Natur dient dem Individuum nicht mehr dazu, seine Gefühle an ihr zu spiegeln, sondern tritt diesem vielmehr bedrohlich entgegen und zwingt ihn, sich zu positionieren. So steht das Bild der Seefahrt als Metapher für den menschlichen Lebensweg schlechthin: Ebenso wie der Seefahrer den Einflüssen durch Wind und Wetter ausgesetzt ist, muss sich der Mensch den Höhen und Tiefen in seinem Leben stellen.

Das Gedicht ist im September 1776 entstanden. Zu diesem Zeitpunkt lebte Goethe schon fast seit einem Jahr in Weimar; ein halbes Jahr zuvor, im April, hatte ihm Herzog Carl August (1757–1828) das Gartenhaus an der Ilm geschenkt. Nur als Besitzer von Grund und Boden konnte Goethe das Weimarer Bürgerrecht erhalten und Ministerämter übernehmen. Im Unterschied zum freien Schriftstellerleben in Frankfurt leistete Goethe also nun konzentrierte und zielgerichtete Arbeit. Die neuen Lebensverhältnisse des 27-jährigen in der Provinz wurden vom Vater und den Freunden in Frankfurt kritisch beobachtet. Dass sich Weimar in den nächsten Jahren zu einem geistig-literarischen Zentrum Deutschlands entwickeln sollte, konnte zu diesem Zeitpunkt noch keiner ahnen.



Der junge Goethe, 1776

Seefahrt

1776

Taglang nachklang stand mein Schiff befrachtet,
 Günst'ger Winde harrend saß mit treuen Freunden
 – Mir Geduld und guten Mut erzechend –
 Ich im Hafen.

Und sie wurden mit mir ungeduldig:
 Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
 Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
 Wartet drüben in den Welten deiner,
 Wird Rückkehrendem in unsern Armen
 Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
 Und dem Schlaf entjauchzt' uns der Matrose,
 Alles wimmelt, alles lebet, webet,
 Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
 Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
 Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
 Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
 Hoffnungslieder nach im Freudetaumel
 Reisefreuden wähnend wie des Einschiffmorgens
 Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
 Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
 Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
 Strebet leise sie zu überlisten,
 Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
 Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
 Drückt die Vögel nieder auf's Gewässer,
 Drückt der Menschen schwellend Herze nieder;
 Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
 Streckt der Schiffer weis' die Segel nieder,
 Mit dem angsterfüllten Balle spielen
 Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
 Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
 Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
 Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
 Soll der Gute so zugrunde gehen?
 Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer.
 Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
 Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
 Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
 Und vertrauet, scheiternd oder landend,
 Seinen Göttern.

③ Römisches Haus, Park an der Ilm

Formfragen

Der Rückgriff auf antike Formen verbindet das Gedicht *Römische Elegie II* aus dem Jahr 1795 mit dem Bauwerk, vor dem wir gerade stehen. Goethe machte in Italien eine für sein weiteres Schaffen bedeutsame Erfahrung: Er erlebte den unmittelbaren Kontakt mit den Werken der italienischen Renaissance, die als eigenständiger Rückgriff auf die antike Kunst und folglich als gleichwertig »klassisch« und vorbildlich erschienen. Die Anschauung der italienischen Kunst bereitete die Überwindung der eigenen Schaffenskrise vor.

Der Gedichtzyklus der *Römischen Elegien* greift die antike Versform des elegischen Distichons auf. Inhaltlich verbinden sich die Verspaare in diesem Fall zu einer kritischen Klage über die Rezeption des *Werthers*. Das lyrische Ich – in diesem Gedicht eng verwandt mit Goethe selbst – richtet sich nach seiner Flucht aus den »deutschen Landen« an ein Lesepublikum, das den *Werther* zwar begeistert aufgenommen, doch nach Ansicht des Dichters falsch verstanden und auf Unwesentliches reduziert hatte. Die Wertherkleidung, bestehend aus gelber Hose und blauer Weste, war eine Mode, und Wertheriaden, Stücke in der Nachfolge des Romans, überschwemmten den literarischen Markt. Gleichzeitig diskutierte man, inwieweit die Ereignisse im Roman auf Tatsachen beruhten und suchte Bezüge zu Goethes Biografie. Goethe antwortete auf die Spekulationen mit einer weiteren Vermischung von biografischen und fiktiven Elementen im Gewand der augusteischen erotischen Elegie. Durch diesen Rückgriff stellte er sich in die Reihe der antiken Dichter Tibull, Propertius und Ovid – und ließ seine Leser rätseln, wer denn die Geliebte aus den *Römischen Elegien* gewesen sei.

Auch das Römische Haus steht in antiker Tradition; es zitiert mit dem von gedrungenen dorischen Säulen getragenen Unterbau und dem von schlankeren ionischen Säulen gestützten Vorbau Stilelemente der griechischen und römischen Architektur. Es entstand in den Jahren 1792–1797 sowohl als repräsentatives wie auch als privates Gartenhaus für den Herzog und gilt als eines der ersten klassizistischen Bauwerke Deutschlands. Der Architekt Johann August Arens leitete den Bau in engem Austausch mit Goethe, sodass das Gebäude auch als ein Werk des Dichters gelten kann.



Aufrisszeichnung des Römischen Hauses, 1792

Römische Elegie II

1795

Fraget nun, wen ich auch wollt, mich werdet ihr nimmer erreichen,
Schöne Damen, und ihr, Herren der feineren Welt!
Ob denn auch Werther gelebt? ob denn auch alles fein wahr sei?
Welche Stadt sich mit Recht Lottens, der Einzigen, rühmt?
Ach, wie hab' ich so oft die törichten Blätter verwünscht,
Die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht!
Wäre Werther mein Bruder gewesen, ich hätt' ihn erschlagen,
Kaum verfolgte mich so rächend sein trauriger Geist.
So verfolgte das Liedchen »Malbrough« den reisenden Briten,
Erst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter, und wär' er nach Madras gesegelt,
»Malbrough« empfing ihn auch dort, »Malbrough« im Hafen das Lied.
Glücklich bin ich entflohn! Sie kennet Werthern und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum.
Sie erkennet in ihm den freien, rüstigen Fremden,
Der in Bergen und Schnee hölzerne Häuser bewohnt.

④ Duxbrücke, Park an der Ilm

Goethe und Carl August – eine Männerfreundschaft

Die Vollendung eines Lebensjahres gibt bis heute Anlass, um über das bisherige Leben nachzudenken. Dass es bereits Goethe so ergangen ist, zeigt das Gelegenheitsgedicht *An Herzog Carl August*. Er schrieb es am 28. August 1787, genau an seinem 38. Geburtstag, während seines Aufenthalts in Rom. Die Gedanken Goethes, der den Herzog seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen hatte, kreisten oft um den Freund und das Geschehen in der Heimat.

Das Gedicht thematisiert die Beziehung zwischen Carl August und Goethe. Mit dem malerischen Bild des Blumenpfades spielt Goethe auf seinen glücklich verlaufenden Lebensweg an, den der Herzog entschieden mitgeprägt hatte. Doch Goethe betont auch den Wunsch, dass der Freund sich um sein eigenes Wohl sorge. Die letzte Zeile des Gedichts macht es deutlich: Erst die Gewissheit über das Wohlergehen des Anderen sorgt für eigenes Glück.

Das andere Lobgedicht, das 1789 geschrieben und in der vorliegenden Fassung 1800 in den Zyklus der *Venezianischen Epigramme* aufgenommen wurde, betont ebenfalls die persönliche Beziehung zwischen Dichter und Fürst. Der letzte Vers fasst es prägnant zusammen: Der Herzog war einerseits »Mäcen«, also Förderer des Künstlers, andererseits war er »August« – also Duz-Freund des Dichters.

Vielleicht ist es nicht sofort offensichtlich, doch hier auf der Duxbrücke befinden Sie sich inmitten eines gemeinsamen Werkes der beiden Freunde. Carl August und Goethe gestalteten in enger Zusammenarbeit den Park als Landschaftsgarten. Ab 1778 ließen sie Wege ebnen, Bäume pflanzen und ganz im Sinne der englischen Landschaftsgestalter künstliche Ruinen, Grotten und Skulpturen errichten. Goethe wandte sich zwar später von der Theorie der Gartengestaltung ab, doch mit dem Bau des Römischen Hauses nahm er auch in den 1790er Jahren noch Einfluss auf das Erscheinungsbild des Parks. Die gesamte Anlage macht die Freundschaft zum Herzog sichtbar: Die Duxbrücke liegt mitten auf einer Blickachse, die Goethes Gartenhaus und Carl Augusts Römisches Haus miteinander verbindet.



Herzog Carl August, um 1790

An Herzog Carl August

1787

Du sorgest freundlich, mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu bestreun.
Still tätig danke dir mein Leben
Für alles Gute, was du mir erzeigst.
Fügst du dazu die Sorge für dich selbst,
So geh' ich ohne Wünsche fröhlich hin;
Denn nur gemeinsam Wohl beglückt
Verbundene.

Venezianische Epigramme

1789

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder: da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was priesest du ihn, den Taten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfindest du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

⑤ Goethes Gartenhaus, Park an der Ilm

Gefunden

Wer sich im Garten des Gartenhauses umschaute, wird viele verschiedene Blumenarten ausmachen können. Fast kann man sich vorstellen, wie Goethe unter einem Baum kniend ein weiteres schönes Blümchen in die Erde setzt. Doch bei dem Gedicht handelt es sich um mehr als um eine bloße Beschreibung der Gartenarbeit.

Gefunden erzählt zunächst ganz bildlich von dem Finden, Ausgraben und Einpflanzen einer schönen Blume. In der dritten Strophe, also in der Mitte des Gedichtes, meldet sich jedoch das Blümchen selbst zu Wort. Die Personifizierung der Pflanze, die sich dem lyrischen Ich widersetzt, verweist auf die metaphorische Vorstellung von der Blume als Frau, die der Gewalt durch einen Mann ausgesetzt ist. Deutlicher ausformuliert findet man dieses Bild in der Ballade vom *Heidenröslein*, wo der Bezug auf eine weibliche Figur durch die Zeile »half **ihr** doch kein Weh und Ach« explizit gemacht wird. Doch im Gegensatz zum Heidenröslein findet das Blümchen hier ein gutes Ende: Es zieht in den Garten des hübschen Hauses ein und blüht weiter.

Goethe schrieb das volksliedhafte Gedicht 1813 – uns liegt die Fassung des Erstdrucks von 1815 vor – und schickte es in einem Brief an seine Frau Christiane. Es liegt also nahe, die Episode auf das Kennenlernen von Christiane Vulpius (1765–1816) und Goethe zu beziehen. Die Arbeiterin einer Kunstblumenwerkstatt hatte Goethe 1788 im Park an der Ilm angesprochen; sie bat ihn nach dem Tode ihres Vaters um Unterstützung für die Familie. Nach einer kurzen Zeit der Geheimhaltung wurde das Verhältnis bald öffentlich; ein Jahr später zog Christiane zu Goethe ins Gartenhaus. Die Lebensgemeinschaft des angesehenen Dichters mit einer Frau aus niederem Stand war für die gehobene Weimarer Gesellschaft ein Skandal. Dabei war das Zusammenleben der Beiden von Zufriedenheit und Harmonie geprägt. Christiane führte einen gut organisierten Haushalt und verschaffte Goethe den nötigen Freiraum, um ungestört arbeiten zu können. Im Gegenzug machte Goethe ihr Geschenke und ermöglichte ihr die Teilnahme an Landpartien, Gesellschaften und anderen Vergnügungen. Am 19. Oktober 1806 wurden Christiane und Goethe rechtmäßig in der Jakobskirche getraut.



Christiane Vulpius und Sohn August, 1792

Gefunden

1813

Ich ging im Walde
So vor mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümlein stehn,
Wie Sterne blinkend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Mit allen Wurzeln
Hob ich es aus
Und trug's zum Garten
Am hübschen Haus.

Ich pflanzte es wieder
Am kühlen Ort;
Nun zweigt und blüht es
Mir immer fort.

⑥ Haus der Frau von Stein, Seifengasse

»Mein Leben nur an deinem Leben hängt« Goethe und Charlotte von Stein

Den Weg von Goethes Gartenhaus zum *Haus der Frau von Stein* gingen die Dienstboten in den 1770er und 1780er Jahren häufig mehrmals am Tag, um Briefe und »Zettelgen« zu überbringen. Auch die mit der Zeile »Gewiß, ich wäre schon ...« beginnenden Verse stammen aus einem Brief Goethes an Charlotte von Stein, den er am 24. August 1784 aus Braunschweig geschickt hatte. Auch wenn die Verse eigentlich in das religiöse Epos *Die Geheimnisse* aufgenommen werden sollten, geben sie doch Hinweise auf das Verhältnis Goethes zu der verheirateten Hofdame Anna Amalias.

Charlotte von Stein hatte den *Werther* mit großer Begeisterung gelesen und war gespannt darauf, den Dichter, der das große Werk verfasst hatte, bei seiner Ankunft in Weimar kennen zu lernen. Die erste Begegnung war eher ernüchternd; sie bezweifelte, dass sie und der Dichter jemals Freunde werden könnten. Doch ihn faszinierte diese elegante Dame, die ihm geistvoll und beherrscht entgegengetreten war. Der Damm zwischen Dichter und Hofdame brach schnell. Bald war sie die engste Vertraute und Freundin Goethes, der sie im Gegenzug fast leidenschaftlich verehrte. Sie lasen, philosophierten und zeichneten gemeinsam und pflegten einen regen geistigen Austausch. So diskutierten sie etwa nach gemeinsamer Lektüre Spinozas Ethik und besprachen anschließend Goethes Schrift *Studie nach Spinoza*.

Der plötzliche Aufbruch Goethes 1786 nach Italien verletzte Charlotte zutiefst, da er ohne jegliche Nachricht abgereist war. Nach der Rückkehr des Dichters nach Weimar konnte das vertraute Verhältnis nicht wieder hergestellt werden. Auch die Beziehung Goethes zu Christiane Vulpius führte zu einer weiteren Distanzierung der beiden. Um 1800 wurde das Verhältnis langsam wieder freundlicher und war zunehmend von gegenseitiger Achtung und Verehrung geprägt, wie die Verse *An Frau von Stein, zu ihrem Geburtstag am 25. Dezember 1815* zeigen. Charlotte, die am gleichen Tag wie Goethes Sohn August Geburtstag hatte, musste sich in diesem Jahr mit einem schriftlichen Gruß begnügen, da Goethe krank daniederlag. Die Formulierung, dass er »in *Sonnenferne*« leide, erinnert an den Gestus der früheren, überschwänglichen Verehrung.



Charlotte von Stein, um 1777

Aus den Briefen an Frau von Stein

24. August 1784

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehängen,
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

*An Frau von Stein zu ihrem Geburtstag
am 25. Dezember 1815*

Daß du zugleich mit dem heil'gen Christ
An diesem Tage geboren bist,
Und August auch, der werte, schlanke,
Dafür ich Gott im Herzen danke.
Dies gibt in tiefer Winterszeit
Erwünschteste Gelegenheit,
Mit einigem Zucker dich zu grüßen,
Abwesenheit mir zu versüßen,
Der ich, wie sonst, in Sonnenferne,
Im stillen liebe, leide, lerne.

7 Gingko-Baum, Puschkinstraße

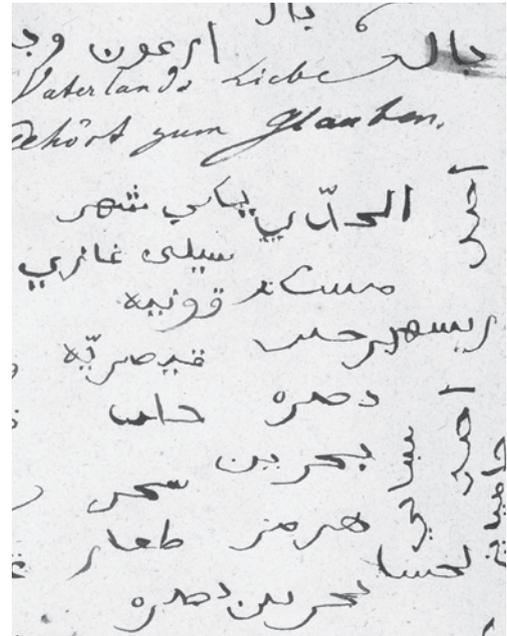
Blick auf den Orient

Wenn Sie sich unter den Gingko-Baum stellen und nach oben blicken, bemerken Sie sicher den fremdartigen Charakter des Blattwerks. Diese Beobachtung findet sich auch in der ersten Strophe des Gedichtes *Gingo biloba* wieder und verweist gleichzeitig über sie hinaus, wenn hinter der Form ein geheimer Sinn vermutet wird. Die zweite Strophe stellt die Frage nach der Herkunft dieser Form, indem sie zwei antithetische Möglichkeiten aufzeigt. Eine scheinbare Auflösung bietet zunächst die dritte Strophe; sie gipfelt jedoch in der paradoxen Behauptung des lyrischen Ichs, wie das Blatt des Gingko-Baumes gleichzeitig »eins und doppelt« zu sein.

Eine mögliche Interpretation ergibt sich aus dem Entstehungskontext des Gedichtes. Goethe hatte die Sammlung des persischen Dichters Hafis (um 1315/17 bis vermutlich 1390) gelesen und sie als Inspiration zu einer eigenen Sammlung von Gedichten genutzt. *Gingo Biloba* ist Teil dieses *West-östlichen Divans*. Die fremdländische Dichtung faszinierte Goethe, er identifizierte sich mit dem orientalischen Dichter. Der letzte Vers des Gedichts versinnbildlicht dieses Gefühl: Im Sänger der Lieder treffen zwar Orient und Okzident aufeinander, doch werden beide Kulturen gleichzeitig in seiner Person zu einem Ganzen vereint.

Wer sich ansehen möchte, wie dieser Zustand des »eins und doppelt-Seins« in bildende Kunst umgesetzt wurde, kann sich auf dem Beethoven-Platz an der Ackerwand das Goethe-Hafis-Denkmal anschauen, das die UNESCO im Jahr 2000 der Klassik Stiftung Weimar schenkte.

Das Gedicht selbst ist zum mehrfachen Symbol geworden: für den Divan, für Goethes Poesie und genau genommen für die Person Goethes selbst. Sicherlich haben auch die Schmuck- und Andenkenhändler mit ihren zahlreichen Verwendungsmöglichkeiten des Ginkgoblattes dazu beigetragen. Dieser Gingko-Baum hier hinter dem ehemaligen Fürstenhaus ist um 1815 gepflanzt worden und stammt insofern aus der gleichen Zeit wie das Gedicht.



Arabische Schriftübungen Goethes

Gingo Biloba

1815

Dieses Baum's Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es Ein lebendig Wesen?
Das sich in sich selbst getrennt,
Sind es zwei? die sich erlesen,
Dass man sie als eines kennt.

Solche Frage zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst du nicht in meinen Liedern
Dass ich Eins und doppelt bin?

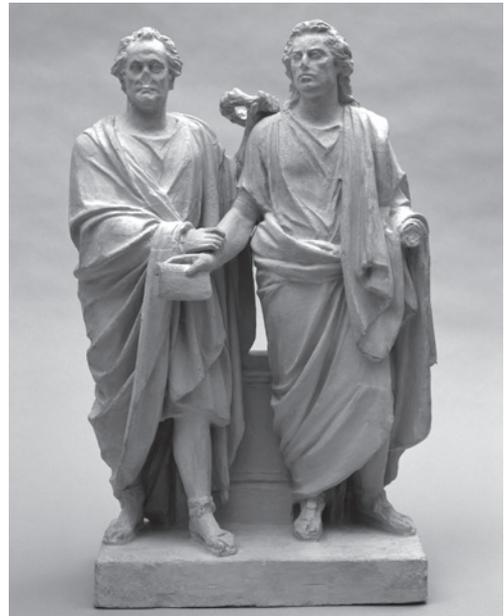
8 Goethe- und Schiller-Denkmal, Theaterplatz

»Wir [verstanden] uns auch da wo wir nicht einig waren.«

Zunächst scheint die Verbindung zwischen den spöttischen Versen und dem Denkmal der beiden Dichter nicht sonderlich nahe liegend. Doch die *Xenien* verkörpern wie kaum ein anderes Textkorpus die produktive Freundschaft zwischen Goethe und Schiller, denn sie sind ab 1796 durch gemeinsames Dichten entstanden: »Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den Anderen.« (Goethe gegenüber Eckermann, 16. Dezember 1828.)

Das literarische Vorbild war die antike Textsammlung *Xenia* des römischen Dichters Martial. Hier sind *Xenien* Epigramme, die ein Gastgeschenk begleiten. Goethe und Schiller nutzten sie in ironischem Sinne und »schenkten« ihre Spottverse, die für den Betreffenden meist wenig erfreulich waren, dem zeitgenössischen Literaturbetrieb – ein Rundumschlag gegen Literaten und Kritiker. Allein 39 Verspaare richteten sich gegen den populären Berliner Spätaufklärer Christoph Friedrich Nicolai, der 1775 eine Parodie auf Goethes *Werther* mit dem Titel *Freuden des jungen Werthers* verfasst hatte. Weiterhin sind die *Xenien* als eine Reaktion auf die zurückhaltende, ja ablehnende Kritik des Schiller'schen Zeitschriftenprojekts *Die Horen* zu verstehen. Neben der gemeinsamen Arbeit an den *Xenien* steht Schillers und Goethes fruchtbarer Austausch insgesamt; im so genannten Balladenjahr 1797 spornten sie sich gegenseitig zur Balladendichtung an. Schillers *Wallenstein* und sein *Wilhelm Tell* etwa sind ohne Goethe ebenso wenig zu denken wie Goethes Weiterarbeit am *Faust* ohne Schiller.

Bildlich findet die Freundschaft der beiden Dichter ihren Niederschlag in dem Denkmal auf dem Theaterplatz. Den ersten Entwurf lieferte der Bildhauer Christian Daniel Rauch, der den Auftrag jedoch an seinen Schüler Ernst Rietschel weitergab. Enthüllt wurde das Doppelbildnis am 4. September 1857 zu Ehren des 100. Geburtstags Carl Augusts. Bemerkenswert ist der Versuch, die Dichter einander gleichzustellen, bis hin zur Körpergröße – eigentlich war Goethe entschieden kleiner als sein Dichterfreund.



Entwurf des Denkmals von Christian Daniel Rauch, 1849

Xenien Über Nicolai

1775

Nicolai

Nicolai reiset noch immer, noch lang' wird er reisen,
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Der Wichtige

Seine Meinung sagt er von seinem Jahrhundert, er sagt sie,
nochmals sagt er sie laut, hat sie gesagt und geht ab.

Philosophische Querköpfe

Querkopf! schreiet ergrimmt in unsere Wälder Herr Nickel,
Leerkopf! schallt es darauf lustig zum Walde heraus.

Modephilosophie

Lächerlichster, du nennst das Mode, wenn immer von neuem
Sich der menschliche Geist ernstlich nach Bildung bestrebt.

9 Deutsches Nationaltheater Weimar

Erziehung des Menschen durch die Kunst

Es ist selten, dass sich private Worte so gut mit einem öffentlichen Ort verbinden lassen wie die Verse *Dem Schauspieler Krüger* mit dem Theaterplatz. Goethe schrieb die Zeilen 1827 an den Berliner Schauspieler Georg Wilhelm Krüger (1791–1841) und übersandte sie ihm zusammen mit einem Exemplar der *Iphigenie auf Tauris*, um dessen besondere Leistungen bei der Aufführung des Stücks zu honorieren. Goethe schrieb die Zeilen eigenhändig nieder, was den intimen Charakter noch unterstreicht. Er hatte sie auch nicht in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen. Erst nach Goethes Tod zitierte man sie immer wieder, sodass der Anschein entstand, das Gedicht richte sich direkt an die allgemeine Öffentlichkeit.

Inhaltlich macht das Gedicht nichts Geringeres, als das Verhältnis von Dichter, Schauspieler und der Aussage des Werks grundlegend zu bestimmen. Goethe reduziert die Wirkungsabsicht des Dramas auf zwei Worte: »reine Menschlichkeit« soll verbreitet werden. Der Schauspieler hat diese Botschaft zu verkünden, indem er das Werk performativ und mit gekonnter Aussprache umsetzt. Auf diese Weise kann das Anliegen des Dichters – die ästhetische Erziehung des Menschen durch die Kunst hin zu humanitärer Gesinnung – verwirklicht werden. Der Ort einer solchen Erziehung ist das Theater.

Das hiesige Theater trägt den Namen *Deutsches Nationaltheater Weimar* seit 1919; das heutige Gebäude stammt aus dem Jahr 1948. An gleichem Ort befand sich aber bereits 1779 genau das Weimarer Hoftheater, dessen Leitung Goethe später viele Jahre lang innehatte. Goethe setzte sich für eine qualitativ hochwertige Ausbildung der Schauspieler ein. Sorgfältiges Rollenstudium und diszipliniertes Verhalten der Schauspieler waren ihm besonders wichtig. Er prägte als Intendant den sogenannten »Weimarer Stil«, eine neuartige Verbindung von rhythmischer Deklamation, Körpersprache und Mimik: Denn vor allem Handeln und Sprechen zeichnen für ihn das Wirken des Künstlers aus, wie ja auch die fünfte Zeile der Gelegenheitsdichtung deutlich macht.



Theatralische Gestik, 1832

Dem Schauspieler Krüger

Mit einem Exemplar der *Iphigenie auf Tauris*
Weimar, 31. März 1827

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühne reine Menschlichkeit.

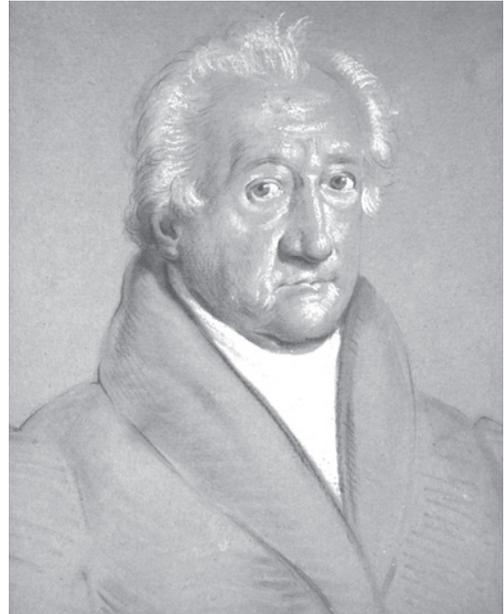
⑩ Goethe-Nationalmuseum

Einsamkeit des Geistes

Das Spruchgedicht *Das Alter* suggeriert einen gelassenen Umgang mit einem für Goethe ernsten Thema. Das Alter, dargestellt in allegorischer Form als höflicher Mann, wird von niemandem willkommen geheißen und muss sich selbst den Zugang zu den Menschen verschaffen. Durch die freien vierhebigen Verse, *Knittelvers* genannt, entsteht ein heiterer Rhythmus, der einen belehrenden Charakter doch nicht verschleiern kann. Denn das Gedicht vermittelt die Einsicht, dass man dem Älterwerden nicht entkommen kann – und es daher besser gleich akzeptiert.

Für Goethe war das zunehmende Alter durchaus ein Problem, denn durch die Tür zu seinem Wohnhaus am Frauenplan fanden das Alter und seine Weggefährten Kummer, Leid und Krankheit tatsächlich ihren Weg. Vor allem nach Schillers Tod 1805 entstand bei Goethe ein umfassendes Verlassenheitsgefühl, das durch den Tod weiterer Freunde und Weggefährten noch zunahm – Herzogin Anna Amalia starb 1807, Wieland 1813, seine Frau Christiane 1816 – und in einem Gefühl von geistiger Einsamkeit und zunehmender Fremdheit gegenüber der jungen Generation romantischer Schriftsteller gipfelte.

Der größte Teil der Alterslyrik sind Spruchgedichte; sie zeigen seine lebenslange Freude an Sprüchen. Seit seiner Jugend hörte und benutzte er gerne Sprichwörter und dichtete in Anlehnung an eine volkstümliche Sprache im Knittelvers. So haben die Reflexionen über das Alter durchaus wehmütige Züge, sind sie doch mit Erinnerungen an die Jugend verbunden. Gleichzeitig war sich Goethe über das Geschenk eines langen Lebens bewusst. Die letzten beiden Jahrzehnte seines Lebens im Haus am Frauenplan nutzte er ausgiebig zur Aufarbeitung der eigenen Werke und zu einer gesteuerten Selbst-Historisierung. Er starb im Alter von fast 83 Jahren in seinem Schlafzimmer, das sich im Hinterhaus seines Anwesens befindet.



Goethe im Alter von 81 Jahren, 1830

Das Alter

1814

Das Alter ist ein höflich Mann;
Einmal übers andre klopft er an,
Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Türe will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

11 Fürstengruft, Historischer Friedhof

Die Schatten der Vergangenheit

Der historische Friedhof bietet eine stimmungsvolle Kulisse für die Lektüre des ersten Teils der *Trilogie der Leidenschaft*. Denn das Gedicht *An Werther* richtet sich an die literarische Figur, die schon viele Jahre zuvor ihr Ende gefunden hatte. Goethe schrieb die Verse 1824, nachdem der Verlag Weygand aus Leipzig um ein Vorwort für eine Sonderausgabe zum 50-jährigen Jubiläum des *Werthers* gebeten hatte. Die Beschäftigung mit den Begebenheiten seiner Jugend riefen bei Goethe im Zusammenhang mit jüngsten Ereignissen – unglückliche Liebe und Krankheit – schmerzhaft Gefühle hervor.

Im Gedicht kommt der gealterte Dichter zu Wort, der auf sein Leben zurückblickt. Die erste Strophe spricht Werther wie einen alten Jugendfreund an, der früh verschied, während der Dichter sich dem Leben zu stellen hatte. Die zweite Strophe reflektiert über das menschliche Leben. Beachtenswert sind die Worte, die bei Goethe häufig auftauchen: Glanz und Trübnis, Tag und Nacht. Im Alterswerk zeichnet sich die Wortwahl durch formelhaftes Sprechen, durch eine eigene Symbolik aus. Die Metaphorik des Lichtens und Dunklen ist grundsätzlich von einer biblischen Zuordnung bestimmt, sie spielt aber auch im Rahmen der naturwissenschaftlichen Studien eine Rolle: Im Gegensatz zwischen Licht und Dunkel konstituiert sich die sichtbare Welt, die der Mensch zwar betrachten, aber deren tiefe Geheimnisse er nicht ergründen kann. Die nächsten Strophen kreisen um die Lebenserfahrung des Jünglings, der glaubt, dass die Welt ihm gehöre, am Ende aber merkt, wie schnell die Jahre durch seine Hände rinnen. Verzweifelte Hoffnung im letzten Satz: Wenn der Dichter als Mensch in seiner Qual über diese Erkenntnis verstummt, bleibt ihm nur das Hoffen, dass eine höhere Instanz durch ihn sprechen und seine Dichtung die Zeit überdauern möge.

Im Umkreis der Fürstengruft sind auch wir vielbeweinten Schatten nahe: Das von Clemens Wenzeslaus Coudray errichtete klassizistische Gebäude birgt die Gebeine des Herzogs Carl August und seiner Familie sowie die sterblichen Überreste Johann Wolfgang von Goethes selbst.



Illustration von Werthers Sterbezimmer, 1776

An Wertheraus *Trilogie der Leidenschaft*, 1824

Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,
Begegnest mir auf neu beblühten Matten
Und meinen Anblick scheust du nicht.
Es ist, als ob du lebstest in der Frühe,
Wo uns der Tau auf einem Feld erquickt
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingst du voran – und hast nicht viel verloren.

Des Menschen Leben scheint ein herrlich Los:
Der Tag wie lieblich, so die Nacht wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieses Wonne,
Genießen kaum der hocheuchten Sonne,
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünschenswert ergänzt,
Von außen düstert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Äußres deckt mein trüber Blick,
Da steht es nah – und man verkennt das Glück.

Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor,
Im Frühling tritt als Frühling selbst hervor,
Entzückt, erstaunt, wer dies ihm angetan?
Er schaut umher, die Welt gehört ihm an.
Ins Weite zieht ihn unbefangne Hast,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Palast;
Wie Vögelschar an Wäldergipfeln streift,
So schwebt auch er, der um die Liebste schweift,
Er sucht vom Äther, den er gern verläßt,
Den treuen Blick, und dieser hält ihn fest.

Doch erst zu früh und dann zu spät gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt sich umgarnt.
Das Wiederseh'n ist froh, das Scheiden schwer,
Das Wieder-Wiederseh'n beglückt noch mehr,
Und Jahre sind im Augenblick ersetzt;
Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelst, Freund, gefühlvoll, wie sich ziemt:
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt;
Wir feierten dein kläglich Mißgeschick,
Du ließest uns zu Wohl und Weh zurück;
Dann zog uns wieder ungewisse Bahn
Der Leidenschaften labyrinthisch an;
Und wir, verschlungen wiederholter Not,
Dem Scheiden endlich – Scheiden ist der Tod!
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet,
Geb' ihm ein Gott zu sagen, was er duldet.